

lich bei einigen altpersischen Stämmen ¹ (Fig. 136 a. b), mit manchen Besonderheiten gemischt, die — wenn nicht selbständig volks-

Fig. 136.



thümlich? — theils turkomannischen, theils indo-tatarischen oder mongolischen Ursprungs sind.

Das Geräth.

Aehnlich wie in der Ausbildung der Tracht schlossen sich die Araber, nachdem sie den Orient erobert hatten, in der Herstellung des Geräths zunächst asiatischen Vorbildern an. Ganz

¹ Vgl. O. Drouville. Voyage en Perse etc. Taf. 5—12. Nach G. Klemm (Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit VII. S. 31 Anmrkg.), welcher Gelegenheit hatte einen vollständigen persischen Frauenanzug zu sehen, bestand derselbe aus „einem Hemd von weissem mit kleinen bunten Blümchen bedruckten Cattun, langen Ärmeln vorn offen, ein und eine halbe Elle lang, aus sehr weiten Strümpfen von lichtbraunem Merino, Socken aus wollenem Shawlzeuge, sehr weiten Beinkleidern von dunklem Cattun, roth eingefasst, zum Ziehen, einer Unterweste aus dunklem, gesteppten Cattun mit Ärmeln, die bis an die Ellenbogen offen, einer Oberweste von Wolle mit Ärmeln, die bis an die Achsel offen, kleinen Pantoffeln, einem Schleier, einem Käppchen und einem Shawl als Gürtel.“

unter den gleichen Verhältnissen, welche die Ausbildung jener bedingten (S. 221), gewannen sie auch in dieser Bethätigung allmählig eine Selbständigkeit, in der sie von der blossen Nachahmung zu einer ihrem volksthümlichen Wesen entsprechenden Darstellungsform gelangten, die sodann wiederum überall, wohin der Islam sich ausbreitete, im Allgemeinen maassgebend ward.

Zwar wird von geräthlichen Gegenständen wirklich arabischer Industrie aus dem höheren Alterthum sich immerhin keine allzu grosse Anzahl bis heut erhalten haben.¹ Indess so gering auch die Anzahl sein mag, und so sehr zu vermuthen steht, dass sich darunter kaum ein Erzeugniss von mehrerer Bedeutung befinden dürfte, das aus dem Zeitraum vor dem dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert stammt, genügt doch auch hier wieder Weniges, um mindestens (gleichfalls wie bei der Tracht) durch einen näheren Vergleich desselben mit dem noch heut üblichen Geräth ziemlich sicher schliessen zu können, dass dies seit seiner entschiedenen Ausprägung durch die Araber hinsichtlich der Form keinen durchgreifenden Wechsel erfuhr, während das Material an und für sich ja schon von Haus aus gegeben war.

Die Ausbildung nun dieser Form² beruht wesentlich auf der Beschränkung, die der Koran allen Gläubigen in Ansehung der Kunst auferlegt. Ausserdem dass der arabische Stamm ursprünglich jeder Kunstbildung entbehrte, war ihm durch den Propheten

¹ Manches bisher Unedirte der Art mag hier und da in öffentlichen und privatlichen Sammlungen vorkommen. Einzelnes, was jedoch erst dem späteren Mittelalter angehört, befindet sich in den ethnographischen Kabinetten der Museen zu London, Paris, Wien, Berlin, Dresden u. s. w., worüber die betreffenden Kataloge nachzusehen sind. Einige zerstreute Abbildungen von jüngeren Gegenständen enthalten unter anderen: P. Lorenzo. *Antiguedadas arabes de Granada y Cordoba*. Madrid 1804. Aubin-Louis-Millin. *Atlas pour servir au voyage dans les départements du midi de la France a Paris 1807* (Pl. I. 4. Elfenbeinkapsel mit arabischer Inschrift aus dem Schatz der Kirche zu Sens). Real Museo Borbonico Tom XII. Pl. 15 (metallene Gefässe). G. de Prangey. *Monuments arabes et moresques de Cordoue, Séville et Grenade*. Paris 1834 bis 1837 (reich verziertes, doch theilweis willkürlich ergänztes Gefäss). Owen Jones and J. Gury. *Alhambra*. Lond. 1848. (Pl. XLV. Gefäss). J. B. Waring and F. Bedford. *Art treasures of the United Kingdom*. London 1858 (Gefässe) und „Alterthümer des russischen Kaiserreichs“ (s. d. folg. Kapitel). Hiernach ist es gerade in Rücksicht auf den vorliegenden Gegenstand um so bedauerlicher, dass das vortrefflich angelegte Werk von Prisse d'Avennes. *Miroir de l'Orient etc.*, von dem bereits (S. 219 not. 5) die Rede war, nicht fortgeführt werden konnte. — ² Natürlich wird man bei solchem Vergleich den allmählichen Verfall der orientalischen Handwerke, wenigstens bei Betrachtung des Einzelnen, mit in Anschlag bringen müssen, was indess nur die Ausstattungsweise, nicht die Form als solche berührt. S. in Bezug darauf über Aegypten W. Lane. *Sitten und Gebräuche der heutigen Aegypter*. II. S. 137 ff. und über den Orient im Allgemeinen G. Klemm. *Allgemeine Culturgeschichte* u. s. w. VII. S. 93, bes. S. 96 ff.

selber aller darauf abzielende Betrieb nicht nur mit keinem Worte geboten,¹ vielmehr durch seine eigene Abmahnung von der Darstellung lebender Wesen gleich von vornherein der Entfaltung der Malerei und der Bildnerei gänzlich der Boden entzogen worden. Mochte man es nun auch in der Folge mit diesem Verbot nicht allzustreng nehmen, mussten doch die späteren Ausnahmen von um so geringerer Wirkung bleiben, als es eben nur Ausnahmen waren² und man in diesen Fällen gewöhnlich christliche Künstler beanspruchte.³ Dahin dürften denn neben den schon oben erwähnten Wandgemälden (S. 231) auch alle sonstigen Kunstwerke gehören, welche einige der jüngeren Khalifen in ihrem Interesse anfertigen liessen. So auch wahrscheinlich die Standbilder die *Kowarniah* von sich, seinen Frauen und musicirenden Sklavinnen in seinem Palaste anordnete,⁴ und das Standbild der schönen *Azzarah*, welches *Abderrhaman II.* am Eingang der „Medina Azzarah“ zu Ehren derselben errichtete.⁵ — Wo sich etwa die Araber auf dem Gebiete der bildenden Kunst selbstthätig zu bewegen versuchten, erhielten ihre Gestaltungen (einzig mit Ausschluss der Architektur) unfehlbar durchgängig das Gepräge schüchterner Unbeholfenheit oder eines fast kindischen Spiels mit ausnehmend kostbaren Stoffen, eben nur dieser selbst wegen betrieben. Beispiele dafür bieten einerseits die überaus plumpe Durchbildung der steinernen Löwen des sogenannten „Löwenbrunnens“ in der Alhambra,⁶ andererseits aber sichere Notizen über einzelne Prachtgegenstände wirklich arabischer Kunstthätigkeit. Hinsichtlich dieser mag es genügen nur einiger der Schätze zu gedenken, welche der Fatimide *Mostanser* in seinem Palast aufgespeichert hatte und die alsbald nach seiner Ermordung im Jahr 1094 öffentlich versteigert wurden.⁷ Von Werken der Kunst im wahren Sinne befand sich darunter kein einziges. Dagegen kamen nicht weniger als tausend seidene golddurchwirkte grosse Decken und Wandteppiche theils mit geographischen theils mit

¹ W. Wachsmuth. Allgemeine Culturgeschichte I. S. 590 ff.; vergl. F. Kugler. Handbuch der Kunstgeschichte. 3. Auflage. I. S. 337 und oben S. 226. — ² Dahin ist selbst die weitverzweigte Sekte der Schiiten zu rechnen, welche die bildliche Darstellung ohne Beschränkung gelten liess. Zu ihr indess bekannten sich hauptsächlich Perser; auch trat sie in dieser Beziehung erst verhältnissmässig spät hervor. — ³ So liess unter andern noch der Osmane *Muhammed II.* den vortrefflichen Maler *Bellino* an seinen Hof berufen; erst in spätester Zeit fing man an Handschriften mit Portraits der Sultane auszustatten; vergl. *M. d'Ohsson. Tableau général de l'empire etc.* II. S. 415. — ⁴ *Et. Quatremère. Memoir sur l'Egypte etc.* S. 456. — ⁵ *J. C. Murphi. The arabian antiquities. Einleitung.* S. 292. — ⁶ Am besten abgebildet bei *O. Jones and Guri. Alhambra I. Taf. XVII.* — ⁷ *E. Quatremère. Mémoir sur l'Egypte.* (2) S. 366; S. 377.

geschichtlichen Bildern vor, von denen einer für zweiundzwanzigtausend Dinare erstanden ward; ferner ein Pfau aus Edelsteinen, welche die Farben seines Gefieders bis ins Einzelne nachahmten; dann eine dem ähnlich aus Edelsteinen und Perlen hergestellte Gazelle und endlich neben zahlreichen Geräthen (als goldenen und krystallinen Vasen, Gefässen von Glas und Porzellan, die sämtlich entweder mit Malereien oder mit eingeschmolzenen Arabesken verziert waren) förmliche Gärten, deren Boden und Blumen von Silber oder Gold und deren verschiedenartige Blüten und Früchte aus farbigen Steinen bestanden. Auch dafür wie weit selbst die Muhammedaner sich von dem Ziele der Kunst seitab, zur blossen Künstelei hin verloren, spricht dann noch ferner ihre Hinneigung zur Herstellung von blos mechanischen Kunststücken oder Automaten, wie dies der schon oben berührte Thron des Khalifen Moktaber (S. 216) und noch andere Zeugnisse darthun.¹

Nach alledem ergibt sich von selbst, dass auch das Handwerk der Araber, welchem lediglich die Beschaffung von Nützlichkeitsergeräthen oblag, jeder tieferen Auffassung und Behandlung der Form entbehrte. Ohne diese auch nur annähernd in einer Weise beleben zu können, wie solches vor allen den älteren Griechen und, wenn auch nur als deren Nachahmer, den Römern vergönnt gewesen war, behandelten sie dieselbe ausschliesslich als todtten Zweck des Bedürfnisses. Indess je mehr eben dieser Mangel augenscheinlich zu Tage trat, um so entschiedener gewann auch hier die Arabeske die Oberhand, worin sie ja bei aller Beschränkung oder vielmehr wohl auf Grund dieser letzteren, Ausserordentliches leisteten (S. 226). Ja dies Element der Verschönerung — das seiner Entwicklung nach allerdings auch mehr auf einer rein äusserlichen Anschauungsweise und einem Sinne für Regel und Gesetzmässigkeit, als auf frei schöpferischer Kraft beruht — wurde das fast alleinige Mittel, um den Einzelgestaltungen ein Gepräge zu verleihen, das sie mindestens über den Eindruck einer blossen Zweckbestimmung zu Gegenständen des Schmucks erhob. Natürlich musste sich aber auch hierbei jener Mangel thatsächlich äussern. Und da ihnen denn überhaupt die Erkenntniss des eigentlichen Kunst-Maasses fehlte, verfielen sie nun auch in dieser

¹ Zwei besonders kostbare Stücke der Art waren ein Baum mit fünfzehn beweglichen Reitern aus Gold und Perlen, und die Uhr, welche der Khalif Harun-al-Raschid um 807 an Karl den Grossen sandte. S. über das erstere Werk J. v. Hammer-Purgstall. Geschichte der Assassinen S. 289 und über die Uhr das Nähere weiter unten, bei der Besprechung der „Zeitmesser“ der alten Araber.

Richtung zu einer völlig willkürlichen, launenhaft spielenden Ueberladung. —

I. Die nächsten Beispiele für das Gesagte bietet die Gefässbildnerei. Sie gehörte zu denjenigen Zweigen, deren Betrieb die Araber ganz besonders förderten und worin sie in technischer Hinsicht Ausgezeichnetes leisteten. Zu den Stoffen, die sie dafür vorzugsweise verwendeten, zählten seit Alters die mannigfachen Arten der Thon- und Siegelerde von weisser, grauer und rother Farbe, welche sowohl der Orient als auch das südliche Spanien bot und, neben den edlen Metallen, hauptsächlich einestheils Kupfer und Zinn, theils eine leicht hämmerbare Bronze, welche letztere in der Folge durch das Messing verdrängt wurde. Bei weitem weniger sagte ihnen die Herstellung des Glases zu, womit sie sich — wenn überhaupt je — sicher erst spät selbständiger befassten. Dies überliessen sie höchst wahrscheinlich nach wie vor jenen Fabrikstätten, die sich darin seit ältester Zeit des allgemeinen Rufes erfreuten.¹ Was sie an solchen Geräthen bedurften, wurde ihnen durch diese geliefert, zu denen dann noch in jüngerer Epoche, als gleichfalls in diesem Zweige thätig und als ihre Hauptlieferanten, die Italiener und zwar vor allen die Venetianer hinzutraten. Sonst aber waren sie der Behandlung aller der von ihnen benutzten Materialien vollkommen Meister. Nicht nur dass sie in der Verfertigung von Thongefässen es trefflich verstanden, diese je dem Gebrauchszweck entsprechend mehr oder minder hart zu brennen und mit feinsten Glasur zu versehen, auch in diese Buntmalerei und Goldornamente einzuschmelzen, scheint ihnen selbst die Herstellung einer porcellanartigen² Masse nicht unbekannt gewesen zu sein. Ihrer grossen Geschicklichkeit aber in der Verarbeitung der Metalle wurde bereits schon

¹ Vergl. darüber meine *Kostümkunde*. Handbuch u. s. w. I. S. 42, 97, 172, 484; II. S. 526, 867, 981 u. S. 1288; und über die Geschichte des Glases insbes. C. Schülin. *Geschichte des Glases*. Nördlingen 1782; G. Klemm. *Die königl. sächsische Porzellansammlung*. Dresden 1834. S. 24 ff. F. Vogel. *Geschichte der denkwürdigsten Erfindungen*. I. S. 182 ff. — ² Dass hier von eigentlichem Porzellan nicht die Rede sein kann, versteht sich von selbst, wie es denn ja bekannt ist, dass die Erfindung desselben zunächst, seit unbestimmbarer Zeit, den Chinesen und dessen Nacherfindung erst seit 1704 durch Böttcher speciell Sachsen angehört. Vergl. im Uebrigen auch hierfür G. Klemm. a. a. O. S. 31 ff. und F. Vogel a. a. O. S. 193, vorzugsweise aber A. Jacquemart et Edmont le Blant. *Histoire de la porcelaine en Orient et en Occident, depuis son origine jusqu' aux temps actuels*. av. 200 fig. sur bois et 16 pl. en lithochromie etc. réproduit par F. Seré. 18 Livr. Paris 1852 und J. Marryat. *History of potry and porcelain in the 15 th., 16 th., 17 th. and 18 th. centuries*. With a description of the manufactory, a glossary and List of Monograms. with. coloured pläts and woodcuts. London.

früher gedacht (S. 242). Alle die dort schon erwähnten Mittel ornamentaler Ausstattung brachten sie auch auf diesem Gebiete in gleicher Vollendung in Anwendung¹ (Fig. 137; vergl. Fig. 123).

Fig. 137.



Nächst dem wussten sie das Metall mit ausnehmender Handfertigkeit auf dem Ambos zu jeder beliebigen Dünne und Gestalt auszutreiben. Auch hatte sich ihnen gewiss schon früh aus ihrem Gebrauch von Kupfergefäßen die Technik der Verzinnung ergeben, worin die Orientalen noch heute im Allgemeinen Meister sind.

1. Jedoch gerade zu solcher Vollendung in der blossen Behandlung des Stoffes steht nun die Grundform ihrer Gefäße vom künstlerischen Gesichtspunkt aus gewissermaßen im Widerspruch. Dabei ist zugleich noch bemerkenswerth, dass

dies bei allen denjenigen Gefäßen sogar am schärfsten zu Tage tritt, die nicht dem Bedürfniss gewidmet sind, sondern ihren Zweck eigentlich in sich selber erfüllen sollen. Dahin gehören denn selbstverständlich alle Zier- oder Schaugefäße, deren sich namentlich die Orientalen zur Ausschmückung ihrer Wohnräume bedienen und auf deren prunkvolle Ausstattung sie auch noch heute wie ehemals nicht unbeträchtliche Summen verwenden. Sie sämtlich entbehren fast ohne Ausnahme jeder Weise von Gliederung, — also auch des hauptsächlichsten Mittels um dem an sich leblosen Stoff den Anschein einer in sich abgeschlossenen Lebensthätigkeit zu verleihen (Fig. 138 a. b; Fig. 140 b. c). In dieser Hinsicht

¹ So unter anderen befindet sich in der ethnographischen Sammlung des königlichen Museums zu Berlin ein umfangreiches Gefäß von Bronze, welches die Form eines tiefen Kessels mit flachem, geschweiften Rande hat, das auf dem Rande und auf dem Boden in concentrischer Anordnung mit silberner Schrift und sonst überall mit den zierlichsten Ornamenten desselben Metalls ausgestattet ist. Andere, dem ähnlich verzierte Geräte befinden sich in den Museen zu London, zu Paris, Wien u. a. O.; s. auch die Abbildung in Real Museo Borbonico T. XII. Taf. 15.

stehen ihre Gefässe noch gegenwärtig auf gleicher Stufe mit den Gefässen der alten Aegypter, wie solche die Wandgemälde derselben in grosser Anzahl veranschaulichen.¹ Ja selbst ähnlich den letzteren, zeigen sie dass man nicht einmal versteht die Vorbilder welche dafür die Natur in einzelnen ihrer Erzeugnisse,

Fig. 138.



als in der einfachen Gestalt des Eies, der Kürbisse u. s. w. darbietet in ihrer Reinheit nachzuahmen, sondern dass man diese fast immer durch schwere Zuthaten beeinträchtigt. Doch zählen noch immerhin solche Gefässe im Ganzen mit zu den erfreulichsten (Fig. 139).²

¹ Vergl. die Abbildungen in meiner *Kostümkunde*. Handbuch u. s. w. I. S. 102 ff. Fig. 74 ff. — ² Das hier dargestellte Gefäss und noch ein zweites derselben Art soll in einem Kellergewölbe der Alhambra entdeckt worden sein. Es besteht aus gebranntem Thon, ist im Grunde hellblau glasirt und durchaus mit goldenen und weissen Ornamenten bedeckt. Auf beigefügter Abbildung ist das Blau durch leichte Schraffirung, das Gold durch volles Schwarz angedeutet; doch war es unmöglich hierbei zugleich die äusserst feinen Ornamente selbst nur annähernd wiederzugeben, die den Grund überall durchziehen. Die Gesamthöhe des Gefässes beträgt ungefähr 4 Fuss 11 Zoll, sein Durchmesser 1 Fuss 11 Zoll. S. dessen genaue Abbildung bei O. Jones and J. Gury. *Alhambra*. I. Pl. XLV. und die minder genauen Darstellungen dieses und des

2. Dies gilt aus eben demselben Grunde hauptsächlich von den Gebrauchsgefäßen, deren ganze Verschiedenheit innerhalb der nach ihren Zwecken zu sondernden Gruppen sich in

Fig. 139.



der That nur auf jene oben genannten, der Natur entlehnten Formen und auf die Form einer mehr oder minder vertieften Platte zurückführen lässt. Erstere herrschen bei den zur Aufnahme von Flüssigkeiten bestimmten Gefäßen, dahingegen die Form der Platte bei allen denjenigen Geschirren vor, die zur Auftracht von festen Speisen und zur Aufstellung von anderweitigen, kleinen Gefäßen dienen sollen.

a. Die Gefäße für Flüssigkeiten beschränken sich heut, wie zu allen Zeiten, auf eine Anzahl von Flaschen und Schalen. Von ersteren unterscheidet man die lang- und enghalsigen oder „Dorak“ (Fig. 140 a. d. e) und die weitmündigen oder „Kulleh“ (Fig. 140 f). Sie werden am gewöhnlichsten aus Thon gebildet und gebrannt, doch auch (obschon seltener) von Metall, von Porcellan und selbst von Glas hergestellt. Eine besondere Art derselben machen die vorherrschend in Aegypten gebräuchlichen Kühl-

gefäße aus. Diese bestehen aus porösem Thon, sind hart gebrannt und nicht glasirt, so dass sie die Eigenschaft bewahren, die Flüssigkeit durchsickern zu lassen, damit eben diese durch ihre Verdunstung auf der Fläche des Gefäßes den Kühlungsprocess vollziehen kann. Zu mehrerer Beförderung dieses Zwecks werden sie vor ihrer Anwendung vermittelt eines irdenen Kohlenbehälters ausgeräuchert, welches den Namen „Mibkar'ah“ führt (Fig. 140 i).

anderen Gefäßes bei P. Lorenzo. Antiquedades arabes de Granada y Cordoba etc. G. de Prangei. Monuments arabes et moresque de Cordove etc. (hier jedoch ganz willkürlich restaurirt).

Im Uebrigen pflegt man sämtliche Flaschen mit einem Stöpsel entweder von Messing, von Silber oder von Zinn zu verschliessen und in der Regel auf eine Platte von verzinnem Kupfer zu stellen. — Zum Trinken bedient man sich vorzugsweise kleiner

Fig. 140.



runder Schälchen und Näpfchen. Sie gleichen je nach ihrer Tiefe den bei uns im Allgemeinen üblichen Unter- und Obertassen, nur dass sie durchgängig henkellos und mit einem Deckel versehen sind. Auch diese Gefässen werden gewöhnlich auf eine metallene Platte gesetzt, wo man sie sämtlich mit einem gestickten, befranzten Seidentuche bedeckt.

b. Das hauptsächlichste Speisegeräth ist ein grosser Präsentirteller, der „*Sinjeh*“ oder „*Sinjeh*“ heisst. Er wird in Mitten der Speisenden, welche auf der Erde hocken, entweder unmittelbar auf den Boden, den gewöhnlich ein Teppich bedeckt, oder auf eine Art Untersatz, den sogenannten „*Kursi*“ gestellt (Fig. 143 a). Beides zusammen heisst „*Sufrali*.“ Auf diesen Teller werden die Speisen in bestimmter Reihenfolge auf kleinen Schüsseln von Metall oder Porcellan aufgetragen und zwar bereits mundgerecht zugeschnitten. Das Essen selbst geschieht ohne Weiteres mit den Fingern aus der Schüssel; weder Teller noch Messern und Gabeln kommen dabei in Anwendung. Einzig bei dem

Genuss von Suppen bedient man sich theils eines kleinen Löffels von Buchsbaumholz oder Ebenholz, theils aber auch hier nur eines Stück Brodes, das man dementsprechend formt. Jene Schüsseln haben durchgängig die Gestalt von vertieften Rundplatten oder von halbkugelförmigen Becken (*Fig. 140 g. h*). Nächstdem ist noch ein Waschapparat, „*Tischt*“ genannt, gewissermaassen dem Speisegeräth mit beizuzählen, da es seit Alters die Sitte gebietet, dass man sich vor und nach der Mahlzeit die Hände mit Wasser reinige. Derselbe besteht aus einem Becken von Messing oder verzinnem Kupfer, dessen Inneres mit einem erhobenen Durchseihier ausgestattet ist, und aus dem Wasserkrug oder „*Ibrik*.“

c. Zu diesen Gefässen, die ohne Zweifel aus der frühesten Epoche datiren, traten sodann seit Einführung des Kaffee noch einzelne, zu seiner Bereitung erforderlichen Geräthe hinzu, die sich indess ihren Grundformen nach wesentlich wieder aus jenen ergaben. Zu welcher Zeit dies Getränk eingeführt wurde lässt sich nicht mit Gewissheit sagen. Eben nur so viel scheint fest zu stehen, dass es zwar schon im zehnten Jahrhundert in Arabien nicht unbekannt war, im Orient überhaupt aber erst im Verlauf des vierzehnten Jahrhunderts die allgemeinste Verbreitung fand.¹ — Die nun dahin gehörigen Geräthe sind vornämlich eine metallene Kanne, ein eigenes Wärmebehälter für diese, die Tassen und ein Präsentirtbrett. Letzteres bildet auch dafür gewöhnlich nur eine runde metallene Platte. Die Tassen entsprechen fast ohne Ausnahme den vorerwähnten Trinkschälchen. Sie sind aus Fayence oder Porcellan und ruhen je in einem eigenen flachen Schälchen, welches „*Zarf*“ heisst. Die Kanne („*Bekreg*“ oder „*Bakrag*“) hat gemeiniglich die Gestalt der bei uns üblichen Theekanne (*Fig. 144 a*). Sie ist je nach Vermögen des Eigners von Kupfer, Messing oder Silber. Dasselbe gilt für ihren Wärmebehälter oder „*Az'ki*“ ein urnenförmiges Kohlenbecken mit niedrigem Fuss, das an drei Kettchen getragen wird (*Fig. 141 a*; vergl. *Fig. 138 a*).

d. Endlich sind noch der Heizapparat und ein besonderes Räucherbecken, als seit ältester Zeit gebräuchlich den Gefässen anzureihen. Sie bestehen durchaus von Metall. Ersterer heisst „*Mankal*“ oder „*Mankad*“ und hat die Form einer weitausgebauchten Urne oder vertieften Schüssel, welche auf einem Fusse

¹ W. Volz. Beiträge zur Kulturgeschichte. S. 324, bes. S. 326 ff.; dazu F. Vogel. Geschichte der denkwürdigsten Erfindungen I. S. 323; hier und dort zugleich die weitere Literatur zur Geschichte des Kaffee.

ruht (Fig. 141 b; Fig. 144 b), jenes Räucherbecken dagegen („*Mib-khar'ah*“) zumeist die Gestalt eines hohen bedeckelten Kelches mit ziemlich breit ausladendem Fuss und (zum bequemen Durchzug des Rauchs) zierlich durchbrochenem Obertheil (Fig. 141 c). Dies Gefäß, welches dazu dient jedem Gast ehe er Abschied nimmt wohlriechende Substanzen zu räuchern, wird diesem Ehrenzwecke gemäss nicht selten von Silber oder doch mindestens von vergoldetem Kupferblech mit mehrer Sorgfalt hergestellt. In Verbindung

Fig. 141.



mit dieser Räucherung, die sich indess in jüngster Zeit aus dem gewöhnlichen Leben verliert, stand der Gebrauch den scheidenden Gast mit Wohlgerüchen zu besprengen, was immer mit einem zierlichen Fläschen von Metall in der Form eines „*Dorak*“, der sogenannten „*Kumkum*“ geschah (Fig. 141 d). —

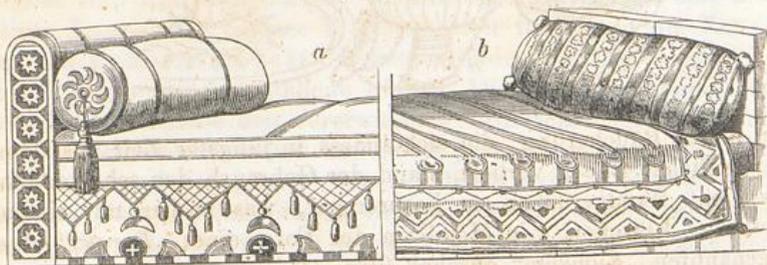
e. Alle noch anderweitigen Gefäße, wie namentlich das Kochgeschirr und die verschiedenen Behältnisse zu handwerklichen Verrichtungen, sind an sich so überaus einfach, dass sie keiner Erwähnung bedürfen, während zugleich diejenigen Gefäße und sonstigen Geräthschaften, die mit dem Tabak zusammenhängen, ihre Ausbildung selbstverständlich erst seit dessen Verbreitung erhielten, welche im Orient aber frühestens um 1605 begann.¹

¹ Vergl. zur Geschichte des Tabaks W. Volz. Beiträge zur Kulturgesch. S. 271 ff. F. Vogel. Geschichte der denkwürdigsten Erfindungen. I. S. 141 ff.; dazu die eingehenden Beschreibungen der gegenwärtig gebräuchlichen Rauchapparate bei W. Lane. Sitten und Gebräuche der heutigen Egypter. I. S. 144 ff.;

II. Noch geringer als an Gefässen ist der Bedarf an Zimmergeräthen oder Möbeln im engeren Sinne. So gross auch die Fülle an derartigen Dingen während der Herrschaft der Sassaniden unter den Persern gewesen sein mag, und wie reich sich dieselben auch in Spanien unter den dortigen Christen in der Folge entfalteteten, so wenig scheinen die Araber doch gerade darin die ihnen ureigene Beschränkung jemals verlassen zu haben. Es findet dies seinen natürlichen Grund in der grossen Beharrlichkeit, mit der sie vor allen in ihrer gewöhnlichen oder alltäglichen Lebensweise an der patriarchalischen Sitte ihrer Stammväter festhielten. Ja namentlich hierin bewegten sie sich fast unausgesetzt wie Zeltbewohner, wobei sie dann höchstens das Wenige, das demnach ihnen durchaus genügte, im den Bereich ihrer Industrie im Einzelnen reicher durchbildeten.

1. Noch heut beschränkt sich ihr Mobiliar, kaum verschieden von dem der Nomaden, im Wesentlichen auf einen Teppich zur Bedeckung des Fussbodens und auf den sogenannten „*Diván*.“ Wenigstens zählen alle noch sonstigen Einzelgeräthe, höchstens mit Ausschluss der Schlafstätte und des Beleuchtungsgeräths, schon zu Gegenständen des Luxus.

Fig. 142.



a. Der „*Diván*“ ist der ausschliessliche Sitz und vertritt als solcher die Stelle jedes anderweitigen Gesässes.¹ — Die gewöhnlichsten Arten des *Diván*s sind ein längs den Wänden des Zimmers entweder aufgemauertes oder durch Matrazen gebildetes Lager von sechs bis acht Zoll Höhe, bei etwa drei bis vier Fuss Breite, welches Teppiche und Kissen bedecken (Fig. 142 a. b; vgl. Fig. 116).

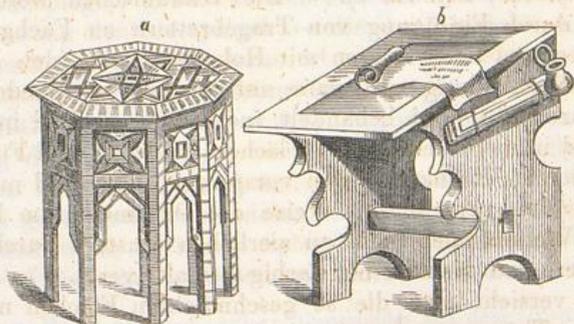
G. Klemm. Allgemeine Kulturgeschichte VII. S. 27 und dazu die trefflichen Abbildungen dieser Geräte bei H. v. Mayr und S. Fischer: Genrebilder aus dem Orient. Detailtafel XXX.

¹ Ganz in derselben Eigenschaft wird der *Diván* auch schon vom Propheten als Sitz der Seeligen genannt, vergl. G. Wahl. Der Koran. Sure LXXVI (S. 652).

Daneben kommt eine Art Diván vor, die dem bei uns üblichen Schlafsopha gleicht, nur dass die Rücken- und Seitenlehnen gerade aufsteigen und gewöhnlich aus Stabwerk bestehen, das zu einem gleichsam durchbrochenen Muster geordnet ist. Auch diese sofaartigen Divane pflegt man mit einem bunten Teppich und Seitenpolstern zu bedecken, doch werden sie nur von den Vornehmen und auch von diesen nur ziemlich vereinzelt zur Ausstattung der Vorhöfe oder Empfangszimmer angewandt. — Stühle benutzt man im Orient nicht, allein in Aegypten zuweilen statt dessen ein niedriges würfelförmiges Gestell aus hölzernen Stäben oder Rohr, das einem Stabkäfig ähnlich sieht.

b. Der „Diván“ oder ein dem entsprechendes Lager bildet die Schlafstätte. Im letzteren Falle bedient man sich mitunter eines hölzernen Rahmens zur Unterlage der Matraze, welche gewöhnlich bei sechs Fuss Länge drei bis vier Fuss Breite hat. Auf diese wird ein Kopfkissen gelegt und beides mit einem Laken bedeckt, während man zu eigener Bedeckung im Sommer ein nur dünnes Laken, im Winter eine Decke wählt, die mit Baumwolle ausgestopft ist. Zudem wird das gesammte Lager, zur Sicherung gegen den Stich von Insekten, wie dies schon zur Zeit Herodots (II. 95) geschah, mit einem netzartigen Gewebe umgeben. Dies wird mittelst einer Schnur an vier Wandnägeln aufgehängt. — Am Morgen, nach beendigtem Schlaf, wird die Matraze aufgerollt und nebst dem Rahmen in einer Ecke des Zimmers oder in einer kleinen Nebenkammer aufbewahrt.

Fig. 143.



c. Tische, wie solche in den Westländern unentbehrlich geworden sind, finden im Orient ausser dem schon einmal erwähnten Untersatz oder „Kursi“ und einem kleinen Schreibepult keine Anwendung. Der „Kursi“ ist meist nur bis fünfzehn Zoll

hoch, von Holz und häufig mit Perlemutter, Elfenbein, Schildpad u. s. w. mehr oder minder reich ausgelegt (*Fig. 143 a*); letzterer nur ein Geräth der Gelehrten, völlig schmucklos, und zu seiner linken mit einem metallenen Haken versehen, an welchen das Schreibzeug befestigt wird (*Fig. 143 b*). Dieses besteht durchgängig aus Messing und zwar in der Form eines mässig langen, mehrflächigen oder runden Pennals mit einem Behälter für die Dinte. — Zu einem ähnlichen Zweck wie den „Kursi,“ nämlich zur Aufstellung kleiner Schüsseln mit Speisen, Früchten u. dergl., hat man noch mehrere Untersätze in Gestalt mehrflächiger Thürmchen von zumeist zierlicher Ausstattung (*Fig. 144 d*).

d. Anstatt der sonst überall üblichen Schränke oder sogenannten *Commoden* im Sinne selbständiger Mobilien, begnügt man sich seit frühster Zeit mit einfachen Kisten und Wandnischen. Dabei bewahrten vor allen die Kisten oder Laden nach wie vor die einfache Form eines länglich viereckigen Behälters mit flachem, verschliessbaren Deckel und die ihnen gleichfalls seit Alters vorherrschend eigene Ausstattung theils durch Einlage von Ornamenten aus Elfenbein, Schildpad, Perlemutter, theils durch Vergoldung und Buntmalerei. Sie bilden den wesentlichen Verschluss für Kleidungsstücke und Kostbarkeiten, während zur Aufbewahrung von minder umfangreichen Dingen, wie von Schmucksachen u. s. w. kleine Kästchen und Kapseln dienen. Diese sind je nach ihrem Zweck und nach Vermögen des Eigenthümers entweder von Holz oder von Metall und, bei mannigfach wechselnder Form von eckigen oder runden Gefässchen, nicht selten mit grosser Sorgfalt verziert (*Fig. 137; Fig. 144 c*). — Die Wandnischen werden gemeinlich durch Einfügung von Tragebrettern zu Fachgestellen umgeschaffen und nach Aussen mit Holzwerk verkleidet. Solche äusserliche Verkleidung wird dann auf ziemlich verschiedene Art gleichsam architektonisch behandelt, indem man sie bald in einer Fläche, bald in mehreren breiten Flächen (im Vier- und Fünfeck), zuweilen auch im Halbkreisbogen vorspringen lässt und nur diese Flächen an sich ganz in der Weise des Ornaments am Balkenwerke der Wohnräume, theils zu zierlichen Mustern durchbricht, theils gliedert und vielfach buntfarbig bemalt (vergl. *Fig. 144 a*). Nur selten versieht man die so geschmückten Flächen mit verschliessbaren Thüren, sondern häufiger mit Vorhängen. Wo indess wirklich Thüren vorkommen, haben diese einen dem Ganzen angemessenen zierlichen Schmuck durch hölzernes Stab- oder Gitterwerk. Auch pflegt man wohl innerhalb solcher Nischen, die sonst gemeinhin zur Aufstellung von Gefässen u. dergl. dienen, einen

Springbrunnen anzubringen, was namentlich in Aegypten geschieht, wo sich auch sonst fast in jedem Hause eines begüterten Besitzers in der Mitte des Vorhofs eine kleine Fontaine befindet.¹

Fig. 144.



e. Der Gebrauch von gläsernen Spiegeln, namentlich der der Wandspiegel, gehört zu den seltenen Ausnahmen. Obschon die Erfindung der Glasspiegel² — die darin besteht, eine gläserne Tafel noch während sie heiss ist mit einem Amalgam von Blei und Quecksilber zu überschmelzen — spätestens schon in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts geschah, und die Verbreitung derartiger Spiegel wenigstens in den westlichen Ländern seit dem Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts immer schneller um sich griff, findet man nichtsdestoweniger im Orient noch fast ausschliesslich metallene Spiegel.³ Sie bestehen, noch völlig ähnlich wie im höheren Alterthum,⁴ entweder aus einer viereckigen,

¹ H. v. Mayr und S. Fischer. Genrebilder aus dem Orient. Taf. XLIII. 17. 23. 33. 34. 35. W. Lane. Sitten und Gebräuche der heutigen Egypter. I. S. 9. Taf. 6. — ² S. darüber das Nähere bei F. Beckmann. Beiträge zur Geschichte der Erfindungen. III. S. 467 ff. und F. Vogel. Geschichte der denkwürdigsten Erfindungen. I. S. 460 ff. — ³ Vergl. u. A. auch schon C. Charlin. Voyage en Perse (1723) IV. S. 252. — ⁴ Siehe meine Kostümkunde. Handbuch u. s. w. I. S. 109; 530; 560; 732; II. S. 984; 993; 1314.

ovalen oder runden Platte von Bronze, ¹ Silber oder Stahl, welche auf einer Seite polirt und entweder an einem Handgriff oder (um ihre Queraxe drehbar) zwischen zwei Ständern befestigt ist. Anfänglich herrschte die Bronze vor, doch scheint es dass man späterhin, etwa seit dem elften Jahrhundert, Silber und Stahl den Vorzug gab. ² Ihre Grösse ist sehr verschieden, indess im Verhältniss zu unseren ganz gewöhnlichen Wandspiegeln immerhin nur ziemlich gering. —

2. Der Beleuchtungsapparat zerfällt in Leuchter, Laternen und Lampen. Im Ganzen genügt den Orientalen eine nur mässige

Fig. 145.



Erhellung der Räume, so dass sie oft selbst für grössere Säle nur eine einzige Kerze verwenden.

— Die Leuchter sind meistens von Metall (von Zinn, von Messing oder Kupfer); in den Häusern der Vornehmen silberplattirt oder ganz von Silber. Je nach ihrer Höhe bilden sie Handleuchter oder Candelaber, während man sie in allen Fällen, namentlich aber die Candelaber, die sogenannten „Schamadan“, sei es nun in getriebener Arbeit oder durch Einlage und Vergoldung auf verschiedene Art ornamentirt ³ (Fig. 145 a). — Unter den Lampen herrscht die Gestalt der „Ampel“ oder Hängelampe vor der der gewöhnlichen Stelllampen vor. Letztere, welche „Kanadil“ heissen, werden hauptsächlich von den Aermern und in begüterten Haushaltungen von der Diener-

¹ Vergl. J. v. Hammer-Purgstall in den „Fandgruben des Orients.“ II. S. 100. — ² So wenigstens ist in der um 1100 von dem Araber Al-Hazem verfassten Optik nur von silbernen und eisernen (stählernen) Spiegeln die Rede: F. Beckmann. Beiträge u. s. w. III. S. 518. — ³ Zwei unfehlbar ähnliche Leuchter von Messing von „ausnehmender Grösse“ befanden sich unter den Geschenken, die der Khalif Harun-al-Raschid an Karl d. Grossen sandte. Einhard. Ann. a. ann. 807.

schaft benützt. Dem zu Folge bewahrten sie bis auf die gegenwärtige Zeit die dafür schon in frühster Epoche allgemein übliche, einfache Form eines vorn zugespitzten Rundschälchens oder eines ringsum geschlossenen Behältnisses von gebranntem Thon mit einer oder mit mehreren Dochtfüllen.¹ Dagegen wird mit den Hängelampen, die zur Ausstattung der Zimmer dienen, ein um so grösserer Aufwand getrieben. Abgesehen von den einfachsten der Art, die wesentlich nur aus einem kleinen rundauchigen Glasgefässchen bestehen (*Fig. 145 c*), stellt man sie (oder vielmehr den Träger des eigentlichen Oelbehälters) aus Porcellan und noch häufiger, ähnlich den grossen Standleuchtern, aus verschiedenen Metallen her. Ein solcher Träger erscheint dann gewöhnlich, allerdings oft in plumper Weise, mehrfach gegliedert und, je nachdem derselbe entweder aus Porcellan oder Metall gearbeitet ist, mit aufgemaltem oder getriebenem und gravirtem Schmuck versehen (*Fig. 145 b*; vergl. *Fig. 138 a*). Ausser den nur für eine Flamme eingerichteten Hängelampen kommen unter dem Namen „*Nagafa*“ umfangreichere Träger vor, die etwa unseren Kronleuchtern entsprechen. Bei ihnen sind die einzelnen Lampen d. h. die gläsernen Oelbehälter (*Fig. 145 c*) durchgängig um einen oft reich verzierten Tragekörper in mehreren Reihen übereinander angeordnet und überdies mit kleinen Anhängseln von Metall und Glas ausgeschmückt.² Derartige Kronen finden indess höchstens in den Palästen der Grossen und in den Moscheen Anwendung, wo sie selbst noch als Prunkstücke gelten. Sonst aber bedienen sich wohl die Reicheren einer Art von Kronleuchter, der sogenannten „*Tureija*.“ Diese bildet nur ein Reifen mit ringsum befestigten Oellämpchen, in dessen Mitte ein Prunkgefäss oder eine Laterne hängt. — In Betreff endlich der Laternen („*Fânûs*“) unterscheidet man Taschen- oder Klapplaternen und grössere Stand- oder Hängelaternen. Erstere sind die gewöhnlicheren. Sie bestehen in einem Cylinder von Papier oder Leinwand. Dieser ist an beiden Enden über einen Drahring gespannt, von denen der eine, (der untere) eine hölzerne Scheibe als Boden, der obere eine dem ähnliche, doch rundgeöffnete Scheibe umfasst, über die sich ein Henkel erhebt. Die obere Scheibe ist von Metall und zuweilen durch einen Deckel von verzinnem Kupfer verschliessbar. Jene Stand- oder Hängelaternen werden gemeinlich ganz

¹ Vergl. die Abbildungen bei H. v. Mayer und S. Fischer. Genrebilder aus dem Orient Taf. XXX Fig. 52, 54, 63, 66, die in der That völlig den antiken (römischen) Thonlampen gleichen. — ² H. v. Mayer und S. Fischer a. a. O. Fig. 23.

aus Holz oder ganz aus Metall hergestellt. Da man sich ihrer gleich den Lampen zur Erleuchtung der Zimmer bedient, erhalten sie stets eine dem angemessene mitunter sehr zierliche Durchbildung vorherrschend in der Gestalt eines Thürmchens mit durchbrochenen Seitenwänden (vergl. *Fig. 144 c. d.*). Die zu den Laternen gehörige Lampe ist ein Gefäßchen von Thon oder Glas von der vorher beschriebenen Form (*Fig. 145 c.*) —

3. Zeitmesser¹ nach Art der Räderuhren, welche man in den westlichen Ländern fast in jeder Haushaltung trifft, bilden im Orient noch heut einen seltenen Luxusartikel. Statt ihrer begnügt man sich hier noch immer, wie schon im höchsten Alterthum, vorzugsweise mit Sonnenuhren oder mit einfachen Sanduhren. Es ist dies um so bemerkenswerther, als gerade die alten Araber nicht allein diese Arten von Uhren, sondern auch noch die Wasseruhren weit über die Ausbildung hinaus, die sie bereits durch die alten Aegypter und durch die Griechen erhalten hatten, selbst schon durch Räderwerk u. s. w. zu mannigfachen mechanischen Kunstspielereien vervollkommten. Nur daraus lässt sich der Mangel erklären, dass die Orientalen an sich bei weitem weniger Werth auf die Zeit und eine sorgfältige Eintheilung derselben behufs ihrer Tagesgeschäfte legen, als dies bei allen westlichen Völkern das bürgerliche Verhältniss bedingt. Ein Beispiel indess, wie weit sie es in der mechanischen Herstellung besonders von Wasseruhren brachten, liefert die Nachricht von der Uhr, die unter anderen Prachtgegenständen *Harun-al-Raschid* um 807 an *Karl den Grossen* sendete. „Es war dies“ — nach der gleichzeitigen Beschreibung² — „ein kunstvoll aus Messing gebildetes Werk, in welchem der Verlauf der zwölf Stunden nach einer Wasseruhr sich bewegte mit gleichviel ehernen Kügelchen, die je nach Ablauf der einzelnen Stunden in ein metallenes Becken fielen und also dieses erklingen liessen; noch weiter waren darin zwölf Reiter, welche am Ende jeder Stunde aus zwölf Fenstern hervortraten und bei ihrer Fortbewegung eben so viele vorher geschlossene kleine Luken aufmachten,“ hinter denen sie wieder

¹ Vergl. über die Zeitmesser im Alterthum meine *Kostümkunde* Handbuch u. s. w. II. S. 894; S. 1314. dazu aus der auch dort schon genannten Literatur über diesen Gegenstand *J. Alexander*. Abhandlung von den Uhren, deutsche Uebersetzung. Lemgo 1738. *F. Beckmann*. Beiträge zur Geschichte der Erfindungen I. S. 149; bes. über Räderuhren S. 159 ff. *G. Barfuss*. Geschichte der Uhrmacherkunst. Weimar 1837. *F. Vogel*. Geschichte der denkwürdigsten Erfindungen I. S. 484, bes. S. 493. *Pierre Dubois*. Histoire et traité de l'horlogerie ancienne et moderne, précédé de recherches sur le mesure du temps dans l'antiquité etc. Paris 1850. — ² Einhard. *Annal.* ad ann. 807; vergl. dazu oben S. 278.

verschwanden. — Ueberhaupt aber gehört die Erfindung der Gewicht- oder Räderuhren erst der Mitte des vierzehnten, und ihre Vervollkommnung überdies erst dem sechszehnten Jahrhundert an. So erhielten im Verlauf von 1344 bis 1497 zunächst mehrere italische Städte als Padua, Bologna, Florenz und Venedig, hiernach erst deutsche und andere Städte als Strassburg, Speier und Nürnberg, wie es scheint, förmliche Schlaguhren, worauf sodann etwa um 1500 Peter Hele zu Nürnberg kleinere tragbare Uhrwerke zu Wand- und Taschenuhren erfand. —

III. Die Ausbildung von Geräthschaften zur geselligen Unterhaltung, von Spielapparaten im weiteren Sinne, war von Hause aus durch das Gebot des Propheten zu sehr beschränkt, als dass die Araber Veranlassung fanden sich damit selbstthätig zu befassen. Jener hatte nicht sowohl alle Glücksspiele streng untersagt,¹ vielmehr selbst die Ausübung der Musik als eine entnervende und des Mannes durchaus unwürdige Beschäftigung bezeichnet. Somit sahen sie sich einerseits, was die Gesellschaftsspiele betrifft, fast einzig auf das Schachspiel verwiesen, das ja schon unter den Sassaniden aus Indien nach Persien verpflanzt worden war (S. 171), während sie andererseits in der Musik die Bethätigung wenn auch nicht verschmähten, hauptsächlich ihren Sklavinnen und den Fremden überliessen. Die Folge war, dass ihr ganzer Betrieb in der Herstellung von Spielgeräthschaften sich fast lediglich auf das Ausschneiden von kleinen Schachbrettfiguren belief und dass die Musikinstrumente unverändert dieselben blieben, welche der Orient seit Alters besass. Dies letztere war auch selbst dann noch der Fall, nachdem die Araber durch persischen Einfluss sich dem Genuss der Musik mehr hingaben und sich sogar mit der Theorie dieser Kunst beschäftigten.² Denn wenn gleich noch der Khalif *El Mansur* im strengen Hinblick auf jenes Verbot einem Musiker die Laute auf dem Kopf zertrümmern liess,³ hatte doch schon *Abderrhaman II.* in Cordowa eine eigene Schule für Musik eingerichtet und der kunstliebende *Harun-al-Raschid* einen besonderen Hofmusikus, *Al Mausely*, der in Persien geboren und in Cordowa gebildet war.⁴ Trotz alledem behielt man, wie gesagt, die uralten Musikinstrumente fast ohne weitere Veränderung bei, wie es denn kaum zu bezweifeln ist, dass diese sich in derselben Form bis auf die Gegenwart forterbten. Wenigstens spricht für diese Annahme, so gewagt sie auch scheinen mag, dass die noch

¹ G. Wahl. Der Koran. Sure II. (S. 33) und Sure V. (S. 96). — ² Vergl. R. G. Kiesewetter. Die Musik der Araber. Leipzig 1842. — ³ F. Oelsner. Mohammed S. 206. — ⁴ W. Wachsmuth. Allgem. Culturgeschichte S. 591.

heut im Orient üblichen mannigfachen Musikinstrumente bereits auf den ältesten Monumenten Aegyptens und Assyriens in ähnlicher Durchbildung dargestellt sind,¹ und dass ihre heutigen arabischen Namen und die hierhergehörigen technischen Bezeichnungen zum grösseren Theil in der persischen, der griechischen und indischen Sprache wurzeln.

Unter der beträchtlichen Zahl der heutigen Musikinstrumente² sind es vornämlich das „*Kemengch*“, das „*Kánun*“, das „*Ud*“ und das „*Náj*“, welche bei privatlichen musikalischen Unterhaltungen einzeln oder (concertmässig) im Verein zur Anwendung kommen. Sie sämtlich gehören mit Ausschluss des „*Náj*“, einer besonderen Art von Flöte, zu den Saiteninstrumenten. Nur selten pflegt man dieses Quartett durch Schlaginstrumente zu verstärken, wogegen letztere — abgesehen von der rauschenden Kriegsmusik, wo sie allerdings mit noch anderen gerade den ersten Rang behaupten — gewöhnlich entweder in Verbindung mit verschiedenen Blasinstrumenten oder selbständig gespielt werden.

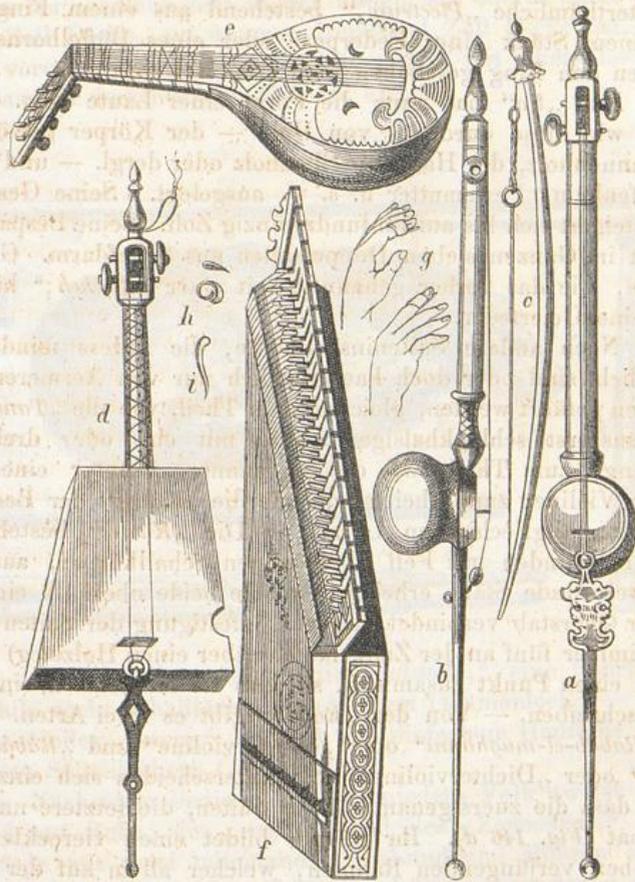
1. Von den Saiteninstrumenten sind dann wiederum das „*Kemengch*“ und das „*Kánun*“ zumeist verbreitet; weniger das „*Ud*“, obschon dasselbe in den früheren Jahrhunderten das ausschliessliche Instrument der arabischen Musiker war und als solches von älteren Dichtern sogar mehrfach besungen ist.

a. Das „*Kemengch*“ — der Name ist persisch — bildet eine Art Violine bis zu achtunddreissig Zoll Länge (*Fig. 146 a*). Ihr Schallkörper ist am häufigsten Dreiviertel einer Kokosnuss. Er ist mit kleinen Löchern durchbohrt, oberhalb mit einem Stück von der Haut eines Fisches bespannt und darauf ein hölzerner Steg angebracht. Der Hals ist gewöhnlich von Ebenholz, zuweilen mit Elfenbein ausgelegt; der Knopf desselben von Elfenbein, das Wirbelpaar von Buchenholz. Den Fuss bildet eine eiserne Stange, welche durch den Schallkörper geht. Die Saiten bestehen aus Pferdehaar und werden durch einen am Fuss befindlichen eisernen

¹ S. die Abbildungen in meiner *Kostümkunde*, Handbuch u. s. w. I. S. 111 Fig. 80 bis Fig. 83; S. 248 Fig. 140 ff. — ² Ueber die gegenwärtigen Musikinstrumente der Orientalen, insbes. der Araber s. C. Niebuhr, *Reisebeschreibung nach Arabien* (1774) I. S. 177 ff. Taf. XXVI. C. Villoteau, *Description historique et littéraire des instruments de musique des Orientaux* (in der *Descript. de l'Egypte* XXIII. S. 221 ff.; dazu dasselb. *Etat moderne* II. Pl. AA. BB. CC.). W. Lane, *Sitten und Gebräuche der heutigen Egypter*. II. S. 192 m. Abbildgn. H. v. Mayr und S. Fischer, *Genrebilder aus dem Orient*. Taf. XLII; für Persien unt. and. Postans Cutch. u. s. w. S. 178; vergl. auch über die Benennung einiger Bünde auf dem Griffbrette der arabischen Laute in der „*Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft*“ IV. S. 248 ff.

Ring in Spannung erhalten. Der dazu gehörige Bogen ist von Holz, mit Rosshaaren bespannt und etwa fünfunddreissig Zoll lang (*Fig. 146 c*). Beim Spiel wird der Fuss auf den Boden gestellt und das Instrument überhaupt wie ein Violoncell gehandhabt.

Fig. 146.



b. Das „Kaman,“ dem griechischen *καρόν* entlehnt, gleicht dem Hackbrett oder der Zither (*Fig. 146 f*). Seine Ausdehnung beträgt durchschnittlich neununddreissig Zoll in der Länge, sechszehn Zoll Breite und dritthalb Zoll Tiefe. Der Körper wird gemeiniglich ganz aus Nussbaumholz hergestellt und die obere Fläche des Körpers, über die sich der Steg hinzieht, den fünf

Füssen desselben entsprechend, mit fünf runden Oeffnungen versehen, die man mit Fischhaut überleimt. Die Bespannung bilden zumeist vierundzwanzig dreifache Saiten, wozu man am liebsten Schafdarm wählt. Das Spielen geschieht wie bei der Zither, indem man das Instrument auf den Schoss legt, während man zum Anklängen der Saiten die sogenannte „*Rischch*“ benutzt. Es ist dies das alterthümliche „*Plectrum*“, bestehend aus einem Fingerring und einem Stück einer Federpose oder eines Büffelhorns, das zwischen den Ring geschoben wird (*Fig. 146 g. h.*).

c. Das „*Ud*“ hat ganz die Form einer Laute (*Fig. 146 e.*). Es ist wie diese durchaus von Holz — der Körper gewöhnlich von Tannenholz, der Hals von Ebenholz oder dergl. — und häufig mit Elfenbein, Perlemutter u. s. w. ausgelegt. Seine Gesammtlänge steigert sich bis auf fünfundzwanzig Zoll. Seine Bespannung umfasst im Ganzen sieben Doppelsaiten aus Schafdarm. Gespielt wird es, wie das vorher genannte, mit einer „*Rischch*“; hier zumeist eine Geierfeder.

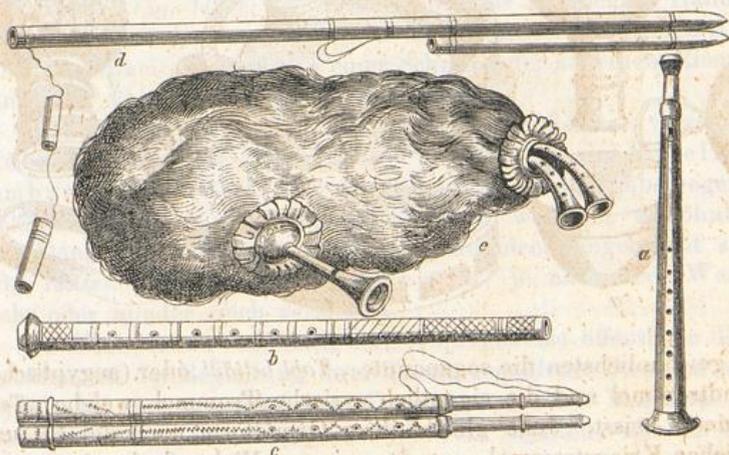
d. Noch andere Saiteninstrumente, die indess minder gebräuchlich sind oder doch hauptsächlich nur von Aermeren oder Fremden geführt werden, gleichen zum Theil, wie die „*Tambura*“, einer äusserst schlankhalsigen Laute mit ein- oder dreifacher Besaitung, zum Theil, wie die sogenannte „*Rabab*“, einer viereckigen Violine, zum Theil aber, wie die „*Küssir*“ der Beduinen völlig der altgriechischen Lyra.¹ — Die „*Küssir*“ besteht aus einem halbrunden mit Fell überzogenen Schallkörper, aus dem sich zwei runde Stäbe erheben, welche beide oberhalb ein horizontaler Querstab verbindet, der zur Befestigung der Saiten dient. Diese, immer fünf an der Zahl, laufen (über einen Holzsteg) unterhalb in einen Punkt zusammen, so dass sie im Ganzen ein Dreieck beschreiben. — Von der „*Rabáb*“ gibt es zwei Arten. Diese sind „*Rabáb-el-mughanni*“ oder „Sängervioline“ und „*Rabáb eschschá'er*“ oder „Dichtervioline.“ Sie unterscheiden sich einzig dadurch, dass die zuerstgenannte zwei Saiten, die letztere nur eine Saite hat (*Fig. 146 d.*). Ihr Körper bildet einen viereckten sich nach oben verjüngenden Rahmen, welcher allein auf der Spielfläche mit Pergament überzogen ist. Durch ihn hindurch geht ein eiserner Fuss, der sich in den Hals erstreckt. Dieser ist massiv von Holz, mitunter sauber ausgelegt und mit Holzwirbeln ausgestattet. Die Saiten bestehen aus Pferdehaar. Sie werden mittelst eines Streichbogens in der Art des „*Kemengeh*“ ge-

¹ Vergl. darüber zu den oben genannten Werken noch besonders Prisse d'Avennes. *Miroir de l'Orient*. S. 8 m. Abbildg.

spielt (S. 294). Die ganze Höhe des Instruments beträgt bis zu zweiunddreissig Zoll. —

2. a. Minder gross ist die Verschiedenheit der eigentlichen Blasinstrumente. Sie beläuft sich im Wesentlichen auf einen ziemlich einfachen Wechsel in der Form der vorher erwähnten Flöte, des sogenannten „Náj“. Diese Flöte bildet ein Rohr, welches bei achtzehn Zoll in der Länge, am oberen Ende siebenachtel Zoll Dicke, am unteren dreiviertel Zoll Dicke hat, in der Regel vorn mit sechs Löchern, hinterwärts mit einem Loche für den Daumen versehen ist (Fig. 147 b).

Fig. 147.



b. Demähnlich erscheint die „Salamie“, eine Rohrflöte mit ebenfalls sechs Schalllöchern und einem Daumenloch; — und die „Saume“ oder „Zemre“, eine Art von einfachem Hautbois mit acht gleichen Schalllöchern (Fig. 147 a).

c. Nächstdem bedient sich das niedere Volk zweier Doppelpfeifen aus Rohr, des „Arghúl“ und des „Zummárah“. Sie bestehen je aus zwei miteinander verbundenen Röhren entweder von gleicher oder von verschiedener Länge, von denen zuweilen das eine Rohr, zum Zweck beliebiger Verlängerung, in drei bewegliche Stücke zerfällt (Fig. 147 c. d).

d. Auch findet sich unter denselben Ständen eine ziemlich rohe Sackpfeife, „Zummárah bi-soan“, im Gebrauch, deren Sack von Ziegenfell ist (Fig. 147 e).

e. Sonst aber hat man im Allgemeinen nur noch ein langes

trompetenartiges Blechinstrument in Form der Posaune von doppelter, kurzer Kniebeugung, welches den Namen „*Surme*“ führt. Es gehört zu den geräuschvollsten Instrumenten überhaupt und wesentlich mit zur Kriegsmusik. —

3. a. Hinsichtlich der Schlaginstrumente ist nun gleich vorweg zu bemerken, dass darunter bei weitem die Mehrzahl Felltrommeln und Pauken ausmachen. Von ersteren sind

Fig. 148.



die gewöhnlichsten die sogenannte „*Tabl belid*“ oder (aegyptische) Landtrommel und die eigentlich syrische Trommel, welche „*Tabl Schami*“ heisst. Jene gleicht ihrer Grundform nach der bei uns üblichen Kriegstrommel, nur dass sie um Vieles flacher ist (vergl. *Fig. 148 b*), letztere mehr einer halbrunden Pauke mit einem Körper von Kupferblech (zuweilen auch nur von Holz oder Thon), dessen Durchmesser in der Regel sechszehn Zoll und dessen Tiefe im Mittelpunkte vier Zoll beträgt (*Fig. 148 a*). Sie wird mit zwei Holzstäbchen geschlagen.

b. Nächst dem führt man grössere Pauken und, so namentlich zur Begleitung religiöser Ceremonien, eine Anzahl kleinerer Trommeln. Diese heissen „*Báz*“ oder „*Tabl*“. Ihr Durchmesser wechselt im Allgemeinen zwischen sechs und sieben Zoll. Sie haben hinterwärts einen Knopf, woran man sie mit der linken Hand hält, während man sie mit einem Stäbchen oder mit einem Riemen rührt. — Jene umfangreicheren Pauken werden durchgängig „*Nakkárah*“ genannt. Sie pflegt man nur paarweise anzuwenden, indem man sie auf einem Kameel stets dergestalt vorn

am Sattel befestigt, dass die grössere zur Rechten hängt. Ihr Durchmesser steigert sich bis auf zwei Fuss.

c. Eine ganz eigene Art von Trommel ist die vorherrschend in Aegypten gemeinhin gebräuchliche „*Darabukkeh*“. Sie findet sich hier bereits auf den ältesten Wandgemälden dargestellt und zwar, wie dies noch jetzt der Fall ist, sowohl in den Händen des niederen Volks, als auch in den Händen vornehmer Weiber. Sie hat die Gestalt eines weiten Trichters, ist etwa fünfzehn bis achtzehn Zoll lang und an ihrer oberen Mündung mit Fell oder Fischhaut überspannt. Ganz wie dereinst, pflegt man sie noch heut bald völlig einfach von Thon oder Holz, bald in reichster Ausstattung von seltenem Holze mit eingelegten Ornamenten herzustellen (Fig. 148 c. d). Beim Spiel, das mit beiden Händen geschieht, wird sie vermittelst ihrer Röhre unter dem linken Arm gehalten, wobei sie häufig an einer Schnur oder an einem Riemen hängt, der über die rechte Schulter läuft.

d. Daneben verwenden ebenfalls sowohl niedere als vornehme Weiber (letztere zur Unterhaltung im Harem) ein Schellentamburin oder „*Tar*“. Es ist dies ein mit Fell überzogener Holzreifen von elf Zoll Durchmesser, in welchem gewöhnlich fünf Doppelscheiben von starkem Messingblech angebracht sind (Fig. 148 e). Auch dies Instrument wird, je nach dem Werth, mehr oder minder reich verziert.

e. Noch ferner bedienen sich vorzugsweise öffentliche Tänzerinnen, zu der Begleitung ihrer Tänze, metallener Becken oder Cymbeln von verschiedenem Durchmesser. Die kleinsten von diesen heissen „*Sagat*“ (Fig. 148 g). Sie werden, ähnlich den Castagnetten, immer doppelpaarig benutzt, indem man vermittelst der an jedem Becken angebrachten Schnurschlinge (natürlich an beiden Händen gleichmässig) das eine um den Zeigefinger, das andere um den Daumen schlingt. — Die grösseren Becken, „*Kás*“ genannt, werden mit beiden Händen geschlagen (Fig. 148 f). Sie zählen zugleich mit zur Kriegsmusik. Zu dieser gehört auch noch eine Stange, die oberhalb mit mehreren Kränzen von Schellen und Glöckchen versehen ist und der, auch von unserem Heer aufgenommenen „Janitscharmusk“ entspricht.

IV. Da es im Orient zu keiner Zeit gebräuchlich war, etwa wie bei uns, Vergnügungsreisen zu unternehmen, ja der Ostländer überhaupt sich nur dann zur Reise anschickt, wenn es der Handel

oder sonstige Verhältnisse dringend nothwendig machen und er sich in allen diesen Fällen von jeher der Pferde, Kameele oder Maulthiere als Beförderungsmittel bedient, so blieb das Fuhrwesen¹ selbstverständlich auf niedriger Stufe der Ausbildung stehen. In Arabien und Oberaegypten ist dies sogar bis zu dem Grade der Fall, dass man, wie schon Niebuhr bemerkte,² kaum einen Wagen noch Karren sieht. Indess gehört auch in Vorderasien, bis zu den Grenzen von China und Indien, der Gebrauch

Fig. 149.



von Räderfuhrwerken immer nur zu den Ausnahmen, während diese auch an und für sich sammt allen noch sonstigen Transportmitteln unfehlbar seit dem ältesten Datum völlig dieselben geblieben sind. Sie beschränken sich im Ganzen auf einige Arten von Tragesänften,³ deren Gesamtname „Palankin“ oder (javanisch) „Palangkan“ ihren indischen Ursprung verräth, und auf einige karrenartige Wagen von rohester Konstruktion.

1. Jene Sänften bestehen noch heut, ganz wie solche schon auf Monumenten Assyriens und Aegyptens (Fig. 149 a. b) vorkommen, aus einem sofaähnlichen Gestell, welches in zwei Stangen hängt, die entweder von zwei Personen auf den Schultern oder von zwei dazwischen eingeschrirten Maulthieren mittelst Riemen getragen werden.⁴ Diese Gestelle sind in der Regel mit

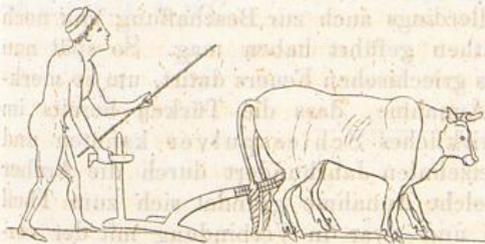
¹ Vergl. darüber im Allgemeinen G. Klemm. Allgemeine Culturgeschichte VII. S. 55 ff.; dazu über die Art der Sattelung und Bepackung der Pferde u. s. w. b. die Abbildung. bei H. v. Mayr und S. Fischer. Genrebilder aus dem Orient Taf. VI. u. Taf. XII. — ² C. Niebuhr. Reisebeschreibung nach Arabien (1774) I. S. 152. — ³ Eine allgemeine, jedoch ziemlich dürftige Geschichte dieses Geräths verfasste G. Schramm. Abhandlung der Tragesänften. Nürnberg 1737. m. Abbildgn. — ⁴ Die letztere Art ist namentlich in Persien üblich, vergl. J. Morier. Journey through Persia etc. 2. I. S. 245. F. Drouville. Voyages etc. No. 328.

einem „Baldachin“ überdeckt, der rings mit Vorhängen versehen ist, welche geschlossen werden können, was stets beim Transport von Weibern geschieht.

2. Ausser derartigen „Palankinen“, die übrigens oft eine äusserst reiche ornamentale Durchbildung erhalten, kommen eigene Personenwägen hauptsächlich nur bei den Türken vor. Dahin gehören die „Araba“ und die „Kotschi“, wovon die Kotschi ungarischen Ursprungs ist.¹ Bei beiden Wägen liegt das Gestell unmittelbar auf den Achsen auf; auch unterscheiden sie sich von einander vorwiegend nur durch ihre Ausstattung, sofern die „Kotschi“ umfangreicher und, als wirklicher Staatswagen, häufig mit Aufwand hergestellt wird,² die Araba hingegen gewöhnlich nur einen einfachen zweirädrigen Karren mit einem Gestell von Stabwerk bildet, das man mit Leinwand überdeckt.³ Zudem ist die „Kotschi“ noch insbesondere hinterwärts stets mit einer Leiter zum Einsteigen ausgestattet und mit einem Gespann von Pferden, die „Araba“ aber fast ohne Ausnahme (ohne einen solchen Tritt) nur mit einem einfachen Gespann von Büffeln oder Ochsen versehen. —

V. Ganz ähnlich wie mit der Ausbildung des Fuhrwerks verhält es sich mit der des Ackergeräths. Auch dies ist seit der frühesten Zeit so völlig unverändert geblieben, dass z. B. der noch jetzt im Orient allgemein übliche Pflug den ältesten Dar-

Fig. 150.



stellungen desselben bis ins Einzelne vollkommen entspricht.⁴ Es ist der Pflug eben noch ganz wie seither (Fig. 150), ein durchaus einfacher Hakenpflug von Holz mit einem festen Leitstab, einer Deichsel und einem Joch, der von Büffeln oder Ochsen oder, wo diese fehlen sollten, selbst von Menschen gezogen wird.

¹ Ueber die Erfindung der „Kutschen“ s. F. Vogel. Geschichte der denkwürdigsten Erfindungen IV. S. 254 und der Fuhrwerke im Allgemeinen D. Ramée. La locomotion. Histoire des chars, carrosses, Omnibus et voitures de tous genres. av. 20 grav. Paris 1856. — ² S. die Abbildung bei H. d'Ohsson. Tableau général de l'empire ottoman etc. II. S. 284. — ³ Derselbe a. a. O. S. 285. — ⁴ Vergl. meine Kostümkunde. Handbuch u. s. w. I. S. 99 Fig. 52. II. S. 909 Fig. 356; Fig. 533; dazu C. Niebuhr. Reisebeschreibung (1774) I. Taf. XV und Taf. XVII.

— Im Uebrigen bedient man sich gegenwärtig, ebenfalls wie schon im Alterthum, zum Auflockern des festeren Bodens (statt eines Spatens) einer Hacke und, zum Auswurfeln des Getreides, einer gabelförmigen Stange, geflochtener Mulden und dergl. — Nächst dem hat man noch eine rohe Egge und, so vorherrschend in Aegypten, eine Art von Dreschmaschine. Letztere bildet einen viereckigen, hölzernen Rahmen, zwischen dem eine oder mehrere (oft drei) bewegliche Holzwalzen, mit Stacheln versehen, eingefügt sind. Darüber befindet sich mitunter ein förmlicher Stuhl, von wo aus der Drescher das Gespann über die mit Garben bedeckte Tenne im Kreise lenkt.¹

VI. In Folge der den alten Arabern eigenthümlichen Kriegsführung — da sie den Belagerungskrieg gern vermieden — scheint bei ihnen eine Durchbildung von künstlicheren Kriegsmaschinen oder auch nur eine Nachahmung der griechisch-römischen Kriegsgewerthe entweder ganz unterblieben zu sein oder doch erst in spätester Zeit nur vereinzelt statt gefunden zu haben. Wäre dies nicht der Fall gewesen, hätte ihrem gewaltigen Andrang auch wohl Byzanz unterliegen müssen, das indess eben seine Erhaltung wesentlich seinen Kriegsmaschinen und dem griechischen Feuer verdankte (S. 204; S. 206). Vermuthlich erst im dreizehnten Jahrhundert, nachdem diese zerstörende Mischung zunächst den aegyptischen Arabern und dann den Arabern überhaupt durch Verrath zugeführt worden war,² begannen sie sich mit der Herstellung, doch wohl nur von dazu erforderlichen Schleudermaschinen zu befassen, was denn allerdings auch zur Beschaffung von noch anderweitigen Kriegsgewerthen geführt haben mag. So spät nun hier die Anwendung jenes griechischen Feuers datirt, um so merkwürdiger erscheint die Annahme, dass die Türken bereits im siebenten Jahrhundert wirkliches Schiesspulver kannten und dass dieses schon im dreizehnten Jahrhundert durch die Araber nach Spanien kam.³ Solche Annahme gründet sich zum Theil auf chinesische Angaben und zwar in Verbindung mit der vorzüglich in Indien und den südöstlichen Ländern ungemein verbreiteten, natürlichen Salpetererzeugung;⁴ ausserdem auf eine Stelle in einem altarabischen Werke, welche nicht nur die Mischung des Pulvers als auch die Ladung einer Kanone mit demselben

¹ S. zu der Abbildung dieser Maschine bei C. Niebuhr a. a. O. Taf. XIII. S. 50, die Vignette H bei W. Wilkinson. A popular account of the ancient Egyptians. Lond. 1854. I. S. 1. — ² E. Gibbon. Gesch. des Verfalls u. s. w. XV. (cap. LII) S. 22 ff.; S. 28 ff. — ³ Vergl. das Nähere darüber bei G. Klemm. Allgemeine Culturgeschichte. VII. S. 338 ff. — ⁴ A. Ermann. Reise um die Erde. I. Abthlg. I. S. 504.

ausführlich beschreibt.¹ — Ohne darüber entscheiden zu können, mag es vielleicht doch zweifelhaft bleiben, ob hier nicht immerhin eine Verwechslung mit dem griechischen Feuer obwaltet. —

VII. Das Bestattungsgeräth endlich beschränkt sich bei allen Rechtgläubigen seit dem höchsten Alterthum hauptsächlich auf eine hölzerne Bahre, an deren Kopfende eine niedrige Stange senkrecht befestigt ist.² Bei der Bestattung wird der Leichnam (in Tücher gehüllt) auf die Bahre gelegt, diese und zugleich jene Stange mit einem Teppich überdeckt, auf letztere die Kopfbedeckung des Todten, als Standesbezeichnung aufgesteckt und so von vier dazu beordneten Männern zur Ruhestätte getragen. Je nachdem der Verstorbene sich durch irgend eine bedeutende Handlung ausgezeichnet hatte, erhält die Bahre bezüglichen Schmuck, wie man sie denn z. B. bei Pilgern oder bei Bettlern welche dadurch, dass sie nach Mekka wallfahrteten, in dem Geruch der Heiligkeit stehen, mit vielen grünen Fähnchen versieht.³ — Von solcher Bestattung machen fast einzig diejenigen Perser eine Ausnahme, welche noch ihrer ursprünglichen Lehre, dem „Zend Avesta“ anhängen, das ihnen gebietet die Verstorbenen auf freiem Felde niederzulegen.⁴

¹ J. v. Hammer-Burgstall in den „Fundgruben des Orients“ I. S. 248. — ² Abgebildet bei W. Lane. Sitten und Gebräuche der heutigen Egypter. III. Taf. 55 B; H. v. Mayr und S. Fischer. Genrebilder aus dem Orient. Taf. XLVII. Fig. 25. — ³ W. Lane a. a. O. III. S. 154 ff., wo noch der weiteren Auszeichnungen gedacht ist. — ⁴ Vergl. meine Kostümkunde. Handbuch u. s. w. I. S. 287.

